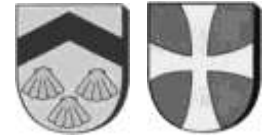




KAMMBERG SCHRIFTEN



Heimatverein
PILLERSEE



Kapellen in neuem Glanz

In letzter Zeit wurden in den Pilleseegemeinden eine Reihe von Kapellen entweder restauriert oder (in Absprache mit dem Bundesdenkmalamt) neu errichtet.

Diese religiösen Kleindenkmäler, die das Bild unserer Einzelhöfe, Weiler und Ortschaften maßgeblich prägen, wurden großteils in Eigeninitiative und mit Eigenmitteln wieder in Stand gesetzt.

Auch die öffentliche Hand und Vereine (so auch der Heimatverein Pillersee) konnten ihren Beitrag leisten.

So wurden die Brunneraukapelle in St. Ulrich und die Sanhattkapelle in St. Jakob neu errichtet, während die Hochreithkapelle in Fieberbrunn und die Obereggkapelle in Hochfilzen sachkundig restauriert wurden.

Es bleibt zu wünschen, dass auch noch für die letzten renovierungsbedürftigen Kapellen eine Lösung gefunden werden kann.



Erster tödlicher Schießunfall des Bundesheeres

Hans Edelmaier

Der allererste tödliche Schießunfall des Zweiten Bundesheeres ereignete sich 1959 am Truppenübungsplatz Hochfilzen in der Asten Alm.

Schießplatz Hochfilzen seit 1878

Hochfilzen war seit 1878 Artillerieschießplatz. 1908 wurde er offiziell aufgelassen, weil sich bei Trient ein geeigneterer Schießplatz fand. Als der Ausbildungsbedarf im Ersten Weltkrieg sprunghaft anstieg, hat man auch „die Au“ in Hochfilzen wieder reaktiviert. Fritz Weber berichtet in seinem „Alpenkrieg“, einem Erinnerungsbuch von literarischem Rang, dass er seine Ausbildung im scharfen Schuss in Hochfilzen erhalten hat. Auch ab 1940 (vielleicht schon 1939) wurde Hochfilzen wieder für Schießübungen der Wehrmacht (vor allem des Gebirgsjäger-Ersatzregiments 137 in der Glasenbacher und der Hellbrunner Kaserne in Salzburg) genutzt. Nach Kriegsende sah Hochfilzen die Einquartierung marokkanischer Goumiers, die aber nicht lange blieben.

Auch das Zweite Bundesheer benötigte Schießplätze und schon mit Wirkung vom 6. Juli 1957 wurde der Truppenübungsplatz Hochfilzen offiziell in Verwendung genommen, wenngleich schon im Jahr zuvor nachweislich Truppen hier geübt hatten. Das war schon hundert Jahre zuvor nicht anders: Der k. k. Artillerieschießplatz wurde offiziell 1878 errichtet, aber schon 1876 hatte man erste Schießübungen veranstaltet.

Das Bundesheer entstand zwar mit viel Enthusiasmus, aber auch unter großen Mühen. Die junge, eben erst unabhängig gewordene Republik gedachte ihre Souveränität auch mit der Waffe zu verteidigen und ein kriegserfahrenes Kaderpersonal nahm verantwortungsbewusst die Ausbildung der zum neunmonatigen Präsenzdienst eingerückten „Jungmänner“ in die Hand.

Hochfilzen wurde als Schießplatz in erster Linie von den in St. Johann garnisonierten Teilen des Tiroler Feldjägerbataillons 21 und den beiden Salzburger Verbänden Feldjägerbataillon 29 in Salzburg-Glasenbach und Jägerbataillon 30 in St. Johann/Pongau und Saalfelden genutzt. Deren Aufbau ging nur schrittweise vor sich: 1957 waren erst je zwei Kompanien formiert und die Unterstützungskompanie des Bataillons war anfangs nur rudimentär vorhanden. In Glasenbach war Hauptmann Walter Gross um den Aufbau einer Unterstützungskompanie bemüht. 1957 gab es die ersten Schritte zur Bildung eines Panzerabwehrzuges mit sowjetischen 7,62 mm PAK (den im Krieg berüchtigten „Ratsch-

Bumm“) und bald darauf dürfte es auch zur Formierung eines Steilfeuerelements gekommen sein.

Gross war das Idealbild eines Offiziers: Fesch und charmant, aber auch dienstfordernd und konsequent, dabei durchaus leutselig und seinen Soldaten nahe stehend. Und er brachte aus dem Krieg Erfahrungen mit schweren Waffen mit, weshalb er auch der geeignete Offizier zur Führung der Unterstützungskompanie war.



Hauptmann Walter Gross

1958 könnte bereits ein Granatwerferzug beim Feldjägerbataillon 29 ausgebildet worden sein, 1959 ist das dann auch quellenmäßig belegt. Ausgerüstet war er mit 10,7 cm schweren Granatwerfern amerikanischer Provenienz, wahrscheinlich vier Stück.

Die Salzburger 8. Gebirgsbrigade war eine so genannte „Winterbrigade“, deren Jungmänner am 1. Oktober einrückten und am 30. Juni abrüsteten. Von Mitte Mai bis Mitte Juni fanden als Abschluss und Krönung der Ausbildung Verbandsübungen statt, die das Zusammenwirken im Brigaderahmen schulen sollten. 1957 war das die Übung „Gerlos“ gewesen, 1958 die Übung „Birnhorn“. Im Juni 1959 fanden die Verbandsübungen der 8. Brigade im Raum Golling-Dientner Sattel statt, unterbrochen von einer Vorführung im scharfen Schuss am Truppenübungsplatz Aualm für den in Österreich zu Besuch weilenden sowjetischen Verteidigungsminister Marschall Rodion Malinowski (16. Juni) statt. Unmittelbar davor schloss die Unterstützungskompanie des Feldjägerbataillons 29 ihre Ausbildung im scharfen Schuss am Truppenübungsplatz Hochfilzen ab. Nach damaligem Usus verlegte eine Kompanie für zehn Tage auf einen Truppenübungsplatz. Die besagte Unterstützungskompanie unter Hauptmann

Gross verlegte am 17. Mai nach Hochfilzen und sollte vermutlich am 29. Mai in ihre Garnison zurückverlegen. Für die Granatwerferbedienungen war der Mittwoch, 27. Mai ihr großer Tag: Sie sollten ihr Können im scharfen Schuss unter Beweis stellen.



Schicksalhafter Mittwoch

Drei 10,7 cm schwere Granatwerfer M-2¹ waren auf der einigermaßen ebenen Fläche vor dem Krumpenbühel² in Stellung gebracht worden und feuerten gegen die talabschließenden Hänge. Am Krumpenbühel selbst standen Soldaten der Maturanten-Kompanie³ Glasenbach unter Oberleutnant Janschitz, um dem Werferschießen als Zuschauer beizuwohnen.

Gegen 9 Uhr Vormittag detonierte eine nicht vorrohrsichere Granate nach dem Verlassen der Mündung und verletzte 17 Soldaten, am schwersten den hinter dem Werfer am Rücken in der Sonne liegenden 24-jährigen Wachtmeister Matthias Bauer aus Mariapfarr im Lungau. Bauers Werfer hatte bereits abgeschossen und er lag mit seiner Bedienung dort im Gras. Mehrere Splitter trafen ihn in die Brust. Einer der verletzten Soldaten berichtete im St. Johanner Spital einem Kurier-Reporter: „Ich sah einen Blitz und warf mich zu Boden. Ein Knall folgte und im Umkreis von 50 Metern prasselten Granatsplitter auf uns nieder.“ (Kurier vom 29. Mai 1959).

Hias Bauer wurde zusammen mit den anderen Verletzten mit einem GMC ins Krankenhaus St. Johann gefahren, verstarb aber dort noch während der Notoperation.

Besonders schwer erwischte es auch die erst am 1. April eingerückten Jungmänner Josef Banninger und Rudolf Hagn, beide kamen ins Unfallkrankenhaus Salzburg. Ludwig Fischer erlitt eine Trümmerfraktur am rechten Oberarm, Ferdinand Kreidl aus Wien tiefe Wunden am Oberschenkel. Sie wurden in St. Johann medizinisch versorgt.⁴

Der anwesende Truppenarzt besorgte die Erstversorgung der Verletzten.

In St. Johann erging ein Blutspenderaufruf an die dortige Garnison und Eugen Moosbrugger, Josef Dessel und einige andere eilten sofort ins Spital. Noch während des Blutspendens erhielten sie die Nachricht, dass Hias Bauer während der Notoperation verstorben war.

Eine Untersuchungskommission unter der Leitung von Artillerieinspektor Oberst Bauer traf um 1500 Uhr am Truppenübungsplatz Hochfilzen ein. Sie stellte als Unfallursache Munitionsversagen fest und schloss menschliches Versagen aus. Die Granate war amerikanischen Ursprungs und 1944 erzeugt worden. Sie hatte einen empfindlichen Doppelzünder M-77. Die Presse schrieb damals von „überalterter Munition“, was zweifellos Unsinn ist. Die betreffenden Granaten wurden gemäß diesen Pressemeldungen 1944 erzeugt, wären also zum Unfallzeitpunkt 15 Jahre alt gewesen und das ist für Munition nun wirklich kein Alter. Eher ließe sich mit schlampiger Kriegsfertigung spekulieren.

Danach

Die Munition wurde jedenfalls gesperrt und der Bestand in Felixdorf vernichtet.⁵ Seit damals durften schwere Granatwerfer nur noch aus Splitterschutzdeckungen heraus scharf schießen und die typischen schrägen Werferdeckungen wurden auf allen Schießplätzen des Bundesheeres zum gewohnten Bild. Erst als neue vorrohrsichere Munition eingeführt wurde, änderte sich das.

Walter Gross rüstete 1962 ab und übernahm das Lederwarengeschäft seines Vaters in der Salzburger Getreidegasse. Es waren wirtschaftliche Zwänge, die ihn zu diesem Schritt brachten, denn er war mit Leib und Seele Soldat und zudem uneingeschränkt anerkannt. Seinem Sohn gegenüber äußerte er allerdings auch, dass ihn dieser Unfall mit tödlichem Ausgang irgendwie verfermt habe: Man hätte ihm gegenüber doch eine gewisse Distanz eingenommen, was ihm das Abrüsten erleichtert habe.⁶

¹ Alle Zeitungen berichteten übereinstimmend, aber wohl fälschlicherweise, dass es sich um 8 cm Granatwerfer gehandelt hätte.

² Jener Hügel, der heute als „Stützpunkt“ bezeichnet wird.

³ Das war die aus der Gendarmerieschule Tirol II und der 2./ProvGrenzschutzabteilung 8 hervorgegangene 2./JgB 29, die seit 1958 als Maturanten-(Mat)Kompanie unter Oblt Janschitz geführt wurde. Sie war die Vorläuferin der EF-Kp 2 der Jägerschule Saalfelden.

⁴ Die Tageszeitungsberichte über den Unfall sind divergierend und unzuverlässig. So soll laut Neues Österreich und Salzburger Nachrichten Matthias Bauer mit Hubschrauber ins Krankenhaus Kufstein geflogen worden sein, was ziemlich sicher nicht stimmt.

⁵ So im Tagebuch des damaligen Generaltruppeninspektors Erwin Fussenegger festgehalten

⁶ Freundliche Mitteilung von Gregor Gross.

Ein Feind des Fremdenverkehrs (1889)

Erich Rettenwander

Unmittelbar nach Eröffnung der Salzburg-Tiroler-Bahn (Giselabahn) 1875 begannen aufgeschlossene und weitblickende Männer in Fieberbrunn, sich um die Entwicklung des Fremdenverkehrs zu bemühen. Sie sahen darin neue wirtschaftliche Chancen, was angesichts des damals schon im Niedergang befindlichen Bergbau- und Hüttenwesens von zukunftssträchtiger Bedeutung war.

1884 wurde die Sektion Fieberbrunn des Deutsch-Österreichischen Alpenvereins gegründet. Erster Vorsitzender war der k.k. Postmeister Josef Brunner.

Bereits 1888 folgte die Gründung des Verschönerungsvereins (Vorläufer des heutigen Tourismusverbandes). Auffällig ist, dass in den Funktionärslisten der Gründungsjahre beider Vereine immer wieder führende k.k. Beamte aufscheinen, z. B. Postmeister, Forstmeister, Oberförster, Bahnhofsvorstand usw. Diese Herren fühlten sich als damals privilegierte Vertreter des Staates in ihrer angesehenen Stellung neben den unmittelbaren Nutznießern eines sich entwickelnden Fremdenverkehrs, wie Wirte, Krämer, Gewerbetreibende, verantwortlich und als Idealisten gefordert, die Interessen ihres Dienstortes zu fördern.

Aber es gab auch Ausnahmen! Bei Erhebungen zur Alpenvereinsgeschichte stießen wir im Archiv des ÖAV-Hauptausschusses in Innsbruck auf einen gemeinsamen Beschwerdebrief vom 16. Juni 1889 der Fieberbrunner DÖAV-Sektion und des Verschönerungsvereins an den „Centralausschuß des Deutschen und Österreichischen Alpen Vereins“ in Wien mit der Bitte um Abhilfe.

Der Brief war von folgenden Herren unterzeichnet:

DER VERSCHÖNERUNGSVEREIN

Johann Foidl, Gemeinde-Vorsteher und Vorsteher vom Verschönerungsverein

Johann Georg Schober, Vorstand-Stellvertreter

Josef Schwarzenbacher, Schriftführer

SEKTION FIEBERBRUNN DES D.U.Ö.A.V.

Johann Georg Schober, Vorstand

Josef Brunner, Cassier

Wir zitieren nun aus dem Brief in originaler Schreibweise:

Nachdem hier neben der schon seit 5 Jahren bestehenden Alpen Vereins Section „Fieberbrunn“ noch ein Verschönerungs-Verein, behufs Hebung des Fremdenverkehrs in Piller-

see, im Herbst vorigen Jahres gegründet wurde, wurde unter Anderem auch der Stations Vorstand Herr Moritz Knoll, Fieberbrunn, eingeladen, sein Schärfflein beizutragen, sowie die Sache des Vereins möglichst zu unterstützen, da er vermöge seiner Stellung als Stations Chef ein Bedeutendes leisten könnte.

Seine in nicht sehr freundlichem Tone gehaltene Antwort war jedoch durch aus nicht dazu angethan in ihm einen Förderer der Vereinszwecke erblicken zu lassen. Er sagte: „Ihr Fieberbrunner wollt einen Verschönerungs Verein gründen? und fremde heranziehen, ja macht nur, ich werde auch mit Hände & Füße arbeiten, auf daß keine Fremde herkommen, denn was hab' ich davon? blos damit ich mehr Arbeit habe, damit hier alles theurer wird, ich zahle heute 10 fl. wenn nichts gemacht wird.“

Diese Worte nun, wurden weiter nicht beachtet, sondern wir arbeiteten ohne ihn, was wir eben zu leisten vermochten.

Es sind uns nun aber Sachen bekannt geworden, die seinen oben citirten Ausspruch sehr entsprechen, uns aber die unwillkommene Veranlassung bieten, geeignete Schritte zu thun, um diesem für Fieberbrunn so besorgten Herrn Stations Chef einen Damm entgegen zu setzen, den er nicht zu erklimmen vermag.

Nicht nur daß er Fremde, die Fieberbrunn noch nicht kennen, wie vorgekommen zu bereden sucht anderswo ihren Sommeraufenthalt zu nehmen, sondern er redet auch schon Sommerparteien über Fieberbrunn ab und sagt (Hier sagt man gewöhnlich „schimpft“): Die Wirthe sind alle zu theuer, sie können überhaupt nichts bieten etc. etc. So suchte er auch in Gesellschaft eines Herrn ein Zimmer mit 3 Betten und nachdem er da und dort vorgesprochen und wie er es eben hat alles tadelte, kamm er in ein herrlich gelegenes Häuschen und fand dort ein Zimmer mit 3 Betten, welches ihm zu entsprechen schien, nachdem Preise gefragt, sagte man ihm: für 6 Wochen 26 fl er fand dies unverschämt und sagte man sollte doch nicht mehr verlangen als nur eine ganz kleine Abnutzungsgebühr. Der Herr wurde wahrscheinlich nach Kitzbühel spedirt und um dort nach einem Zimmer mit 3 Betten gegen eine kleine Abnutzungsgebühr zu fanden.

Im weiteren Verlauf des Schreibens wird der „verehrl. Centralausschuß“ von den Fieberbrunner Tourismuspionieren ersucht, bei der „löbl. k.k. Generaldirektion der Staatseisenbahn“ die Versetzung des ungeliebten „Station Chefs“ zu erwirken.

Wie die Geschichte ausgegangen ist, wissen wir nicht. Es darf aber angenommen werden, dass Herr Moritz Knoll tatsächlich versetzt wurde. Jedenfalls sind spätere Stationsvorstände bezeugt, die sich aktiv als Mitglieder der Alpenvereinssektion bzw. des Verschönerungsvereins für die Interessen des frühen Fremdenverkehrs in Fieberbrunn eingesetzt haben.

Bemerkenswert bleibt allerdings, mit welcher Konsequenz und Härte die Pioniere in der „goldenen Ära des Fremdenverkehrs vor 1914“ ihre Sache vertraten.

Der Jubiläumsbaum

Rudolf Engl

Erinnern Sie sich noch an die mächtige Bergulme, die einmal neben dem Gemeindezentrum am Baderbachl stand? 2005 musste der Baum gefällt werden, weil die Betonierer (Baderbachlverbauung), die Asphaltierer (Hochkönig-Bundesstraße, Parkplatz) und die Abgasbelastung durch den Verkehr seinen Lebensraum immer mehr eingeengt hatten, bis der Ulmensplintkäfer das Leben des Baumes vorzeitig beendete. Ein „Nachruf“ auf die im Jahre 1986 zum Naturdenkmal erklärte Ulme erschien in der Nr. 3/2005 von Fieberbrunn – Informativ.

Kaum bekannt ist hingegen, dass es im Ortszentrum von Fieberbrunn noch ein zweites Exemplar dieser einst weitverbreiteten Baumart gibt, und dieser Baum hat noch dazu eine sehr interessante Geschichte:

Vor 100 Jahren, im Jahre 1908, wurde in der ganzen Österreichisch-Ungarischen Monarchie das 60-jährige Regierungsjubiläum von Kaiser Franz Joseph I. gefeiert. Dieser hatte in den Wirren der Revolution von 1848 als 18-Jähriger den Thron bestiegen. Behörden, Institutionen, und nicht zuletzt die Bevölkerung wurden aufgerufen, dieses Jubiläum mit der Errichtung von Bauwerken, Denkmälern und dergleichen würdig zu begehen. Das Problem war nur, dass auch damals das Budget knapp war, die Festivitäten sollten daher einerseits dem Anlass entsprechen, durften aber andererseits nicht allzu viel kosten.

Auch der Forstverein für Tirol und Vorarlberg befasste sich mit diesem Thema und erließ schließlich einen Aufruf, „...allerorten ein Denkmal der Huldigung für den geliebten Monarchen zu stiften. Was eignet sich wohl besser, kommenden Geschlechtern die Gesinnungstreue und die unwandel-



bare Liebe zu dem gütigen, allüberall verehrten Landesvater vor Augen zu führen, als ein oft den Jahrhunderten, den Stürmen und Wettern trotzendes Baum!“

Dieser Aufruf zeigte eine ungeahnte Resonanz: Wie einer vom K.K. Forststrat Heinrich Prochaska im Jahre 1910 verfassten Festschrift zu entnehmen ist, wurden im ganzen Land zwischen Kufstein und Borghetto nicht weniger als 146.872 Jubiläumsbäume gepflanzt. In dieser Zahl sind allerdings auch jene Bäume enthalten, die – vor allem in den waldarmen Gemeinden Südtirols – im Rahmen von insgesamt 45 größeren Jubiläumsaufforstungen gepflanzt wurden. Dazu kamen noch 13 Jubiläumsalleen und 573 Einzelbäume im ganzen Land.

In der Festschrift ist auch vermerkt, dass auch von der K.K. Forst- und Domänenverwaltung in Fieberbrunn „am Kirchplatz“ eine Bergulme gepflanzt wurde. Der Baum wurde „mit einem Drahtzaun umgeben und der Obhut der Gemeinde überantwortet.“ Über die Pflanzung selbst gibt es leider keine detaillierte Meldung, sie wird wohl, wie damals allgemein üblich, begleitet von Huldigungsansprachen der Honoratioren und von Böllerschüssen unter Beteiligung der Vereine und der Schulkinder erfolgt sein.

Aber wie das so ist im Laufe der Geschichte, 10 Jahre nach dem Jubiläum gab es keine Monarchie und keinen Kaiser mehr, und die Gemeinde hatte in der Zeit nach dem ersten Weltkrieg wahrscheinlich dringendere Probleme, als auf die „Kaiser Franz Joseph - Jubiläumsumlme“ aufzupassen, und so geriet sie allmählich in Vergessenheit.

Wir machten uns also auf die Suche nach diesem Baum, und wir wurden tatsächlich fündig: Beim Krippenstall östlich der Kirche steht eine stattliche Bergulme, auch das Alter dürfte um die 100 Jahre betragen, sodass kaum ein Zweifel daran besteht, dass es sich bei diesem Baum tatsächlich um die im Jahre 1908 gepflanzte Jubiläumsumlme handelt. Einen prägnanteren Platz für diese Jubiläumspflanzung an der Kante des Kirchhügels hoch über dem Dorf zwischen Kirche und der ehemaligen Volksschule hätte sich in Fieberbrunn wohl kaum finden lassen.

Ulmen können bis zu 400 Jahre alt werden. Es bleibt nur zu hoffen, dass sich die Gemeinde nach 100 Jahren ihrer Obhutspflicht besinnt, und dafür sorgt, dass dieser geschichtsträchtige Baum den geplanten zweispurigen Ausbau des Kirchweges unbeschädigt übersteht.

Nachkriegszeit in Fieberbrunn

Ein Flüchtlingschicksal 1945 bis 1951

Heidi Niss

Wilhelm Wenzel (1910 – 2002) war Studienrat, was bei uns einem Gymnasialprofessor entspricht, und lebte in Berlin.



Wilhelm Wenzel

Im Krieg war er Fliegerstabsingenieur. Willi Wenzel war mit einer Fieberbrunnerin verheiratet. Seine Frau, Lini, geb. Geißl, war die Tochter des Schneidermeisters Josef Geißl, der damals im Zechbauerhaus (später Haus Unger) wohnte. Gattin Lini war mit den beiden Kindern Günter und Gudrun aus dem Bombenhagel aus Berlin nach Fieberbrunn zu den Eltern geholt worden. Nach Kriegsende kam Wilhelm Wenzel zu seiner Familie nach Fieberbrunn.

1994 schrieb Wilhelm Wenzel im Alter von 84 Jahren seine Erinnerungen an diese Zeit auf.

Es ist dies ein Bericht in lebendiger Sprache geschrieben, ohne Groll oder Verbitterung über die Zeit als Flüchtling. Die Tochter von Lini und Wilhelm Wenzel, Frau Gudrun Hunsinger, stellte den Bericht ihres Vaters dem Heimatverein zur Verfügung.

In Auszügen aus diesem Bericht soll versucht werden, die Nachkriegszeit am Beispiel Wenzels aufzuzeigen:

Familie und Arbeitssuche

„Die Nachkriegsverhältnisse in Deutschland waren niederschmetternd. 4 Besatzungszonen! Schikanen gegen alle, die Mitglieder der NSDAP gewesen waren. Man bezeichnete sie als Nazis und drangsalierte sie, wo man konnte. Unsere Berliner Wohnung in der Turinerstraße 12, war – ohne dass man uns gefragt hätte – längst von Bombengeschädigten besetzt worden, wir hatten dort keine Bleibe mehr. In Fieberbrunn dagegen war Heimat, waren Linis Eltern, war Hilfe.“

Gattin Lini erwartete 1945 das dritte Kind, Wilhelm Wenzel war arbeitslos, und ohne Arbeit gab es keine Lebensmittelmarken. Er war bereit, jede Arbeit anzunehmen. Vater Geißl besorgte seinem Schwiegersohn Arbeit als Knecht beim Hörlbauern in St. Jakob: „Ich zog nun jeden Morgen um 1/2 6 Uhr früh mit Zuversicht und Mut zum Hörlbauern hinauf. Wir waren dort eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft. Die Bauerleute, ihre beiden jungen Töchter, ein alter Großknecht mit mächtigem Schnauzbart, ein ehemaliger Briefträger, ein Tanzlehrer aus Wien, zwei junge ehemalige Wehrmachtshelferinnen aus Niederösterreich, ein „Professor“ aus Deutschland – das war ich – und noch ein paar weitere junge Kerle. Wir alle waren voll beschäftigt, denn der Hörlbauer hatte außer den riesigen Wiesen und Feldern und dem vielen Vieh eine eigene Käserei im Hause. Obwohl wir täglich ca. 12 Stunden arbeiteten, empfand ich das nicht als Last. Zum Winter hin musste ich die bäuerliche Arbeit quittieren, so gut sie mir gefiel. Ich bekam außer meinem Essen nur ganze 3 Reichsmark pro Tag. Ich musste mich um etwas anderes umsehen, was mehr Geld brachte. Die amerikanische Besatzungsmacht überließ es im Wesentlichen den örtlichen Behörden, mit den „Zugereisten“ fertig zu werden.“



beim Hörlbauern

Die französische Besatzungsmacht aber registrierte alle zugereisten Männer in der Kommandan-

tur im Gasthof Alte Post, begutachtete und sortierte sie in gefährliche und weniger gefährliche „Gefangene“. Wilhelm Wenzel wurde als weniger gefährlich eingestuft und durfte sogar für die französische Kompanie arbeiten. So war sein Arbeitsproblem gelöst und für seine persönliche Verpflegung gesorgt, weil das Geldproblem aber ungelöst blieb, wurde er beim Kommandeur vorstellig. Der gestand ihm ein paar Mark zu. Seine Tätigkeit bestand größtenteils darin, Holz zu hacken. Einige Wochen später wurde er aus der französischen Betreuung entlassen.

Da die politische Situation in Deutschland nicht besser wurde, beschloss er, als Hilfsarbeiter in Fieberbrunn zu bleiben, um bessere Zeiten abzuwarten. Im Frühjahr 1946 suchte er eine Arbeit, die es auch ermöglichte, seine Familie zu ernähren.

„Wir erinnerten uns daran, dass der gute Staudinger Sepp in der Straßenmeisterei St. Johann einen leitenden Posten hatte. Und richtig, er war bereit, sich dafür einzusetzen, dass der Ausländer Wenzel als Straßenkehrer beschäftigt werden durfte.“

Statt mit der Sense beim Bauern und mit der Axt bei den Franzosen begann ich nun mit Schaufel und Kebrbesen bei der Straßenmeisterei St. Johann unser tägliches Brot zu verdienen. Ich wurde dem Vorarbeiter Eder Jörg in der Nähe von St. Adolari zugeteilt.

Der war ein patenter Mensch. Er sagte zu mir: „Wir reißen uns hier kein Bein aus, Willi! Wenn's aber Not tut spucken wir uns in die Hände.“ Für meine Tätigkeit bekam ich keinen Stundenlohn – sondern ein festes Monatsgehalt wie in längst vergangenen, besseren Zeiten.“

Der Tod unserer Tochter Ingrid

Im Mai 1946 starb plötzlich Ingrid, das jüngste Kind der Familie Wenzel, im Alter von 10 Monaten. Der Flüchtling Albin Löw, ein gelernter Tischler, der im Haus wohnte, baute in der Zimmerei Foidl einen Sarg. Doch zu all der Trauer um das Kind gab es unvorhersehbare Schwierigkeiten: *„Der damalige Ortspfarrer von Fieberbrunn stemmte sich dagegen, das evangelische Kind zwischen den katholische Kindern in dem dafür vorgesehenen Teil des Friedhofs bestatten zu lassen. Unser Kind könne sein Grab an der Mauer haben. Nun war es mir bis dahin völlig unwichtig, ob ein Grab hier oder da lag. Diese unchristliche Denkungsart des Pfarrers mochte ich nicht hinnehmen. Ich erzählte das unserem Freund Stefan Hechenberger. Der riet mir, zu seinem Onkel, dem Dekan von St. Johann, zu gehen und ihm die Sache vorzutragen. Das tat ich. Der Dekan war ein lebenswürdiger alter Herr mit schlohweißem Haar. Er schüttelte nur den Kopf, setzte sich an den*

Schreibtisch und brachte seine Auffassung zu Papier, dass das evangelische Kind selbstverständlich zu den anderen Kindern auf dem Fieberbrunner Friedhof gebettet werden dürfe. Dieses Schreiben sollte ich dem Fieberbrunner Pfarrer vorlegen, dann ginge die Sache in Ordnung. Offenbar hatte der Dekan in diesem Schreiben angeordnet, dass mein Kind zu den anderen Kindern auf dem Fieberbrunner Friedhof zu legen sei. Als der Fieberbrunner Pfarrer dies las, merkte ich deutlich eine zornige Aufwallung in seinem Gesicht. Er schmetterte das Schreiben auf den Tisch und sagte: „Na, der Herr Dekan muss ja wissen, was er tut.““



Einen Monat nach dem Tode von Ingrid begann Wenzel seine Arbeit im Torfstich Wieshofer. Der Wieshofer'sche Torfstich lag in einem Hochmoor über dem Fieberbrunner Bahnhof. Der Torf wurde zum geringsten Teil als Brennstoff verkauft. Die Hauptmenge ging per Bahn nach Wien, wo verschiedene Industrieunternehmen ihn zu Sonderzwecken – insbesondere zu medizinischen Zwecken verwendeten.

Etwa bis zum Frühjahr 1948 arbeitete Wenzel im Torfstich in Akkordarbeitsweise. Als Akkordarbeiter konnte er seine Arbeitszeit nach eigenem Gutdünken wählen. *„Im Winter war das Ganze allerdings schon mehr eine Quälerei. Ebe man mit der eigentlichen Arbeit beginnen konnte, musste die Arbeitsstelle von Schnee und Eis befreit werden. Kälte, Nässe und winterliche Einöde*

brachten mich manchmal an den Rand der Verzweiflung.“

Der Freundeskreis

Man haderte nicht mit dem Schicksal, weil es anderen auch nicht besser ging. Es entwickelten sich Freundschaften. Da war Albin Löw, der den Sarg für Ingrid Wenzel zimmerte.

„Bald zählte auch der Fieberbrunner Schuldirektor Fritz Schmid zu unseren Freunden. Er spielte ausgezeichnet Klavier. Da er in der Kirche die Orgel spielte, lud er mich (den „Ketzer“) ein, bei der Messe mitzugeigen. Dadurch lernte ich den neuen Pfarrer Madersbacher kennen – und schätzen. Auf seine Anregung hin wuchs alles, was musizieren konnte zum Fieberbrunner Salonorchester zusammen. Geübt wurde im Pfarrhaus.

Pfarrer Madersbacher und ich saßen am selben Geigenpult. Zu unseren Konzerten in der „Neuen Post“ drängten sich Fieberbrunner und Gäste. Einmal geschah es, dass die Baronin Rinaldini, die seit Jahrzehnten immer wieder in Fieberbrunn Urlaub machte, nach einem bravourösen Stück aufstand und eine wohlgesetzte Lobeshymne auf uns Musikanten ausbrachte. So etwas hätte sie dem Dörfchen nie zugetraut.“

Kontakte entwickelten sich mit „Zugereisten“ wie mit dem Ehepaar Rudi und Nella Wiesböck, die es zu Kriegsende aus Wien nach Fieberbrunn verschlagen hatte, und die im Ritschhaus Heringe verkauften. Andere Bekannte waren der Förster Haymo Schmid und der Bahnhofsvorsteher Willi Werner. Durch den Schwiegervater Geißl lernte Wilhelm Wenzel auch Conrad Reinemer kennen, der früher Kunstmaler und Kunsthändler war. Reinemer verhalf Wilhelm Wenzel zu einem Zusatzverdienst. Albin Löw, der Tischler, fertigte Brettchen und Kästchen, Wenzel bemalte sie nach Vorgaben von Reinemer, Löw polierte sie und Reinemer verkaufte diese „Dinger“ nach Wien und über Wien bis nach Amerika. Dadurch verdienten alle gut.



im Freundeskreis: v.l. Rudi Wiesböck, Betty Schmid, Nella Wiesböck, Fritz Schmid, Lini und Willi Wenzel

Ein weiteres Zusatzeinkommen ermöglichte die Herstellung von groben Bürsten zur Reinigung von Holzfußböden. *„Da machte ich mich daran, Bürsten aus besonders geeignetem Heidekraut (Besenbeide) zu fabrizieren und zu verkaufen. Für die Bürstenbrettchen zerschnitt ich Tannenholzbretter. Die Befestigung des Heidekrauts in den Brettchen gelang mit überall vorhandenem ehemaligem Wehrmachts-Telefondraht.“* Viele hundert Bürsten wurden mit Hilfe von Gattin Lini gebaut und um 5 Mark an Interessenten und Geschäfte verkauft.

Nach langer Krankheit verstarb 1947 die Schwiegermutter, Lini Geißl. Im gleichen Jahr brachte ihre Tochter Lini Wenzel wiederum eine Tochter zur Welt – Blanka.

Alle Bemühungen, eine Stelle als Studienrat in Deutschland zu erhalten, schlugen vorerst fehl.

1948 erhielt Wilhelm Wenzel eine Stelle als Hilfsarbeiter bei den Österreichischen Bundesforsten in der Forstverwaltung Fieberbrunn. *„Der Forstmeister Gustav Kiesler übertrug mir Weg- und Grenzinstanzsetzungsarbeiten, verwendete mich aber insgeheim auch als Bürokräft.“* Der Forstmeister fand in Wenzel eine verlässliche Kraft, die vielseitig einsetzbar war. So ermöglichte Forstmeister Kiesler über zwei Jahre lang eine fixe Anstellung für Wenzel, obwohl die Obrigkeit in Wien öfters urgierte, keinen Ausländer sondern Einheimische für diese Tätigkeit zu betrauen. 1949 wurde dem Ausländer Wenzel die Arbeits-erlaubnis in der Forstverwaltung entzogen.

1950 beschloss er neuerdings, sich um eine Stelle als Studienrat in Deutschland zu bewerben.

Nach der Entnazifizierung und bürokratischen Hürden erhielt er eine Stelle als Studienrat in einem Mädchengymnasium in Ludwigshafen und übersiedelte mit Seiner Familie dorthin.



Die Ferien wurden auch in späteren Jahren immer in Fieberbrunn verbracht. Seine Tochter, Gudrun Hunsinger, geb. Wenzel, wohnt in St. Ulrich.

„Ich träume mir immer von der fernen Heimat“

Aus den Aufzeichnungen eines Landsturmmannes
Teil 3



Ein letztes Mal wollen wir uns noch mit dem Kriegstagebuch des Bäckermeisters Karl Flick beschäftigen. Bereits in der Nr. 4 vom Herbst 2004 und der Nr. 6 vom Herbst 2005 folgten wird dem Fieberbrunner, der im für einen Soldaten schon fortgeschrittenen Alter von 37 Jahren als Landsturmmann bei Ausbruch des Ersten

Weltkrieges freiwillig einrückt.

Flick nimmt in der Folge an der gescheiterten österreichischen Herbstoffensive gegen Serbien teil und wird im Mai 1915 an die durch den Kriegseintritt Italiens neu entstehende Südtirolfront gegen den „welschen Erbfeind“ versetzt. Auf der Hochfläche von Lavarone verbringen die Landstürmer einen verhältnismäßig ruhigen Sommer, bevor es ins Jahr 1916 geht. Flick ist mittlerweile bereits seit mehr als einem Jahr – nur unterbrochen von einem 14-tägigen Urlaub – ständig an der Front.

Im Februar 1916 wird seine Einheit in die Gegend des Col di Lana versetzt. Dieser Berg, den die Italiener „Col di Sanguè“, den Blutberg, nennen, ist einer der Brennpunkte der gesamten Dolomitenfront. Ein Teil der Kompanie Flicks wird durch eine Lawine am Monte Sief verschüttet, acht Mann bleiben tot unterm Schnee. Bereits im März wird die Einheit aber glücklicherweise wieder verlegt, noch bevor die Italiener im April den Gipfel sprengen und erobern.

Im Cembratal verleben die Landstürmer zwei ruhige Monate und plagen sich mit ganz anderen Sorgen herum: „15. April: Ich übernehme die Stationswache. Um 1.00 Uhr früh wird die Wache alarmiert, besoffene Offiziere machen im Gasthaus Krawall, ich zeige die ganze Gesellschaft an.“

Weiter geht's in die Gegend von Rovereto als Armeereserve, und wie immer unter Soldaten ist die Menage ein ständiges Thema: „Die freie Zeit benützten ich und meine Kameraden, um aus reifen Maulbeeren eine Art Wein zu machen, welchen wir gerne tranken, von dessen Genuss wir aber alle zusammen das pressante

Elend bekamen, was uns aber keineswegs hinderte, weiterhin davon zu trinken.“

Am Monte Spil hat Flick am 9. Juli 1916 eine bemerkenswerte Begegnung. Er begleitet gefangenen Italiener ins Tal, unter denen sich der bekannte ehemalige österreichische Reichstagsabgeordnete Dr. Cesare Battisti befindet. Dieser schloss sich bei Ausbruch des Krieges den italienischen Truppen an, war also aus österreichischer Sicht eine Vaterlandsverräter. „Unbedingt hat Dr. Battisti bis zum letzten Moment eine mutige mannhaftige Haltung an den Tag gelegt“ - bis er wegen Hochverrats verurteilt in Trient hingerichtet wird.

In den Sommermonaten verschlechtert sich der Gesundheitszustand von Karl Flick, er hat immer wieder mit Problemen zu kämpfen. Trotzdem bleibt er bis Oktober im Einsatz, kämpft zuerst in der Gegend des Pasubio, einem weiteren Brennpunkt des Dolomitenkrieges, und dann wieder auf der Hochfläche der „Sieben Gemeinden“.

Am 6. Oktober 1916 kommt Flick gesundheitlich angeschlagen nach Fieberbrunn auf Heimaturlaub, aus dem schließlich mehr als ein Jahr bei einer Ersatz-Kompanie in Schwaz wird. Hier erhält er auch seine Beförderung zum Zugführer.

Im Frühjahr 1918 kommt Zugführer Flick zu einem regulären Regiment. „Es gefiel mir soweit nicht so übel, obwohl die 99., ein südmährisches Regiment, sehr viele Tschechen hatten, waren auch viele Deutsche darunter und deutsch sprechen konnten auch die meisten Tschechen.“ Im Mai geht die Truppe im Val Sugana im Hinterland der Front am Monte Grappa in Stellung. Die Verpflegung wird nun im letzten Kriegsjahr immer schlechter. „An Fleisch gebühren uns täglich 400 Gramm, bekommen tun wir nur noch 100 Gramm und oft das nicht mehr. Wein, den wir überhaupt selten bekommen haben, gibt es überhaupt nicht mehr.“

Aber für die Begehung des Regimentsfeiertages, der am 20. Mai zur Erinnerung an die Schlacht bei Aspern in den Napoleonischen Kriegen begangen wird, hat man noch Zeit und Menage für doch recht eigene Vergnügungen: „Feldmesse unter Mitwirkung der Regimentsmusik, dauert lang. Dekorierung, endlose Ansprachen. Mittags Selchfleisch mit Gerste, wäre gut aber wenig. Nachmittag Fest auf grüner Wiese, Sacklaufen, Panoptikum, Kletterbaum, Wettessen. Dieses besteht aus dem Essen eines ganzen Weckens Kommissbrots mit Marmelade. Wer von den Teilnehmern, es haben sich vier Mann gemeldet, als erster fertig ist, gewinnt zwei Wecken Brot und eine Konserve, ein wahrhaft fürstlicher Gewinn bei unseren Hungerportionen.“

Am nächsten Tag nimmt Flick an einer Übung zur Ausbildung der Sturmtruppen, einer neu geschaffenen Spezialeinheit der k.u.k. Armee, teil. In scharfem Schuss wird hier das Zusammenwirken von Angriffsformationen der Infanterie mit der Artillerie geübt. Dabei wird für eine Wochen-

schau des neuen Mediums Film ein Beitrag gedreht, für welchen der Angriff mehrmals wiederholt werden muss. „Oben bei der Kirche stand ein Kinooperateur, ich begreife nun allerdings, wie die Kinoschlachten entstehen. Bei der letzten Übung waren drei Mann tot geblieben. Auch diese sind den Heldentod für's Vaterland gefallen, aber auf eine nicht zu verantwortende Art und Weise.“

Im Juni 1918 landet der mittlerweile über 40-jährige Flick dann bei der Feldbäckerei und ist nun in seinem erlernten Beruf tätig, wenn auch als Soldat an der Front in der Umgebung von Feltre. Aber in Hinblick auf die Verpflegung sitzt er nun an der Quelle. „Wir essen in unserem Heißhunger viel zu viel neugebackenes Brot, ein seltener Genuss, noch ganz warm und trinken Wasser. Die natürliche Folge war bei allen Bauchschmerzen in starkem Maß. Menage ist gut und reichlich, im Verhältnis zur Kompanie Gott sei Dank hat die Hungerleiderei ein Ende.“ Eine Divisionsbäckerei, wie jene, in der Flick jetzt tätig ist, bestand aus 12 fahrbaren Feldbacköfen und konnte innerhalb von 24 Stunden 30.000 Portionen Brot herstellen, dessen Qualität allerdings bedingt durch den Kriegsverlauf ständig schlechter wird. Dafür waren im Normalbetrieb ca. 250 bis 300 Mann notwendig.

Noch im September 1918 bekommt Flick Heimaturlaub: „Um 3.00 früh an in Hochfilzen, in Fieberbrunn hatte der Zug nicht gehalten, ging also zu Fuß bei heftigem Schneegestöber heim. Um 4.00 früh dort an, Frau und Kinder krank an der Grippe, doch voll Freude. Bis zum 20. Oktober darf ich daheim bleiben. Welch Glück. Während dieser glücklichen Wochen wurde in den Zeitungen viel vom nahen Waffenstillstand geschrieben, wenn's auch wahr wäre.“ Am 22. Oktober trifft Flick wieder bei seiner Einheit in Feltre ein.

Die Lage an der Front wird immer chaotischer und für die österreichischen Truppen, bei denen sich der Mangel an Nachschub im vierten Kriegsjahr immer drastischer bemerkbar macht, immer unhaltbarer. Italienische Flugzeuge bombardieren die Marschkonvois, italienische Artillerie schießt von der Grappafront auf die Österreicher. Ab 30. Oktober schließlich setzen sich die Truppen nach Norden in Bewegung.

In Fier di Primiero erreicht die Soldaten am 3. November 1918 die Meldung vom Waffenstillstand. „Auf einmal hörten wir die Klänge der Regimentsmusik. Es heißt Waffenstillstand! Es ist wirklich wahr. O großer Gott! Ich weiß nicht, soll ich lachen oder weinen, vor Glück und Freude, diesen Tag erlebt zu haben. Vom Corps-Commando sind an allen Ecken Zettel angeschlagen, die zur Ruhe mahnen. Der Friede ist da! Ihr kommt alle nach Hause auf dem kürzesten Weg! Ich weiß nicht, ob ich nicht am Ende träume, aber es ist wirklich so! Mein nächster Weg gilt der schönen Pfarrkirche.“

Am nächsten Tag wird die Konfusion total. Durch den bis heute diskutierten Waffenstillstand, den die Österreicher auf den 3., die Italiener jedoch auf den 4. November interpretieren, marschieren plötzlich die Italiener vor und nehmen die österreichischen Soldaten, die bereits ihre Waffen niedergelegt haben, gefangen. Die Österreicher versuchen nun in dem allgemeinen Chaos des Zusammenbruchs geradewegs nach Norden in die Heimat zu kommen. Flick marschiert mit den Resten seiner Einheit über den Rollepass nach Norden, ihm entgegen kommen italienische Kriegsgefangene, die den Waffenstillstandsbedingungen entsprechend freigelassen worden sind. Der ursprünglich geplante Route über Bozen wird aufgegeben – dort sollen schon die Italiener sein. In Moena erkennt Flick (eigentlich überraschend in dieser

Situation), dass von österreichischer Seite der italienischen Zivilbevölkerung gegenüber in diesem Krieg auch große Fehler gemacht worden sind:

„In aller Früh marschierten wir wieder weiter nach Moena, mir ebenfalls schon aus dem Jahre 1906 bekannt, nur erstaunte ich hier, überall deutsche Aufschriften und Geschäftsschilder zu finden. Ich kann mich noch genau erinnern, dass im Jahre 1906 der heutige Alpengasthof noch Albergo Alpina oder so ähnlich hieß und so alle übrigen Wirtschaftsbauwerke. Überdies weiß ich aus persönlicher Erfahrung, dass Moena stockwelsch war, man hatte hier doch also mit einer gewaltsamen Germanisierung vorzugehen versucht, denn freiwillig sind die deutschen Aufschriften nicht gemacht worden.“

Über das bereits verschneite Pordoi-Joch geht es nach Kolfuschg, dort treffen sie auf die ersten Südtiroler, die von Bruneck kommen: *„Diese hatten ihre Mützen-Rosetten heruntergerissen und erzählten uns, sie seien jetzt Italiener. Österreich sei Republik, außerdem wussten sie zu erzählen, dass die Bayern in Tirol einmarschiert seien und den Brenner besetzt haben.“*

Flick und seine Kameraden sehen nur mehr eine Möglichkeit, der Gefangennahme durch die Italiener zu entgehen – zu Fuß über die Alpen ins Zillertal. Sie marschieren durch das Gadertal nach Bruneck und von dort in das Ahrntal. Hier treffen sie auf mehr Soldaten, unter ihnen auch Bergführer von den Kaiserjägern und Kaiserschützen, welche Flick und seinem Kameraden, einem Korporal Müller aus Vorarlberg, anbieten, sie über den Schwarzenstein in das Zillertal mitzunehmen. Die beiden nehmen dankbar an, in St. Jakob im Ahrntal wird noch einem kräftig gegessen und gut geschlafen, dann geht es los. Zu Mittag erreichen sie den höchsten Punkt des Überganges und machen Rast. *„Ein unglaublich webes und doch wohliges Gefühl war, das uns alle ohne Ausnahme beschlich. Nach endlosen 43 Kriegsmonaten kamen wir entwaffnet zurück in das arm gewordene Vaterland... Dass dieser Krieg ein so schlimmes Ende gefunden, das war wahrhaftig nicht unsere Schuld.“*

Todmüde entdecken sie ein Forsthaus, in dem sie übernachten. Am 12. November geht es weiter nach Mayrhofen im Zillertal. Hier erhält Flick zu seiner eigenen Überraschung nach zweistündigem Warten eine telefonische Verbindung nach Fieberbrunn und kann seiner Familie seine baldige Rückkehr in Aussicht stellen. Man kann sich vorstellen, welche Erleichterung es für seine Frau gewesen sein muss, in den Wirren des allgemeinen Zusammenbruchs endlich wieder von ihrem Mann zu hören.

In Jenbach nimmt er Abschied von seinen Begleitern, ein Oberleutnant spendiert ihm noch 60 Kronen, von denen er in Strass aus dem Ausverkauf der Heeresbestände zwei Pferde erstet. Er möchte offensichtlich von seiner Zeit als Soldat doch mehr als eine schäbig gewordene Uniform mit nach Hause nehmen.

Mit den halb verhungerten Gäulen kommt er aber auch nicht gut zurecht, vor allem weil er völlig pleite ist und ihnen kein Futter mehr kaufen kann. So verscherbelt er sie in Wörgl einem Wirt um 100 Kronen, spendiert sich mit dem Erlös selbst ein Essen und ein paar Bier. Um Mitternacht erreicht er einen Zug und kommt nach dreistündiger Fahrt in Fieberbrunn an.

Damit ist für Flick die Kriegszeit zu Ende. *„Ich danke Gott mein Leben lang für seinen sichtbaren Schutz in langer, langer Kriegszeit, und mit der Bitte an meine Kinder, nie auf Gott zu vergessen, fromm und gottesfürchtig zu bleiben und auch nach meinem Tod nie auf meine wohlgemeinten Lehren zu vergessen, schliesse ich meine Aufzeichnungen.“*



Familie Flick um 1914

Anmerkung: Karl Flick schrieb seine Erinnerungen ca. zwei Jahre nach Kriegsende nieder. Angesichts der Genauigkeit seiner Darstellung muss er auf recht umfangreiche Aufzeichnungen aus dem Krieg zurückgegriffen haben. Auch die kurze Zeitspanne zwischen Kriegsende und Aufzeichnung lässt sie zu einem authentischen Dokument werden.

-HB-

Alte Orts- und Flurnamen aus dem Pillersee

Ein Projekt des Heimatvereins

*Hans-Jakob Schroll – Fieberbrunn, Toni Danzl –
Hochfilzen / Richard Mitterer – St. Ulrich und St.
Jakob*

Die Halten (die Halt)

Bedeutung: Weideplätze in der Nähe des Gutes; der
Halterbua = Hirte einer Bergweide

Beispiele in Pillersee: die Halten in Trixlegg (12 Par-
zellen), die Schipfl-Halten im Warming und eine Halt
in St. Ulrich.

Quelle: Finsterwalder S. 314, 464, 467; Schmeller Bd I,
S. 1100

Spëtlstaieigräbn:

Bedeutung: das Spëttl = das Lamm, die Spetl = jun-
ge Ziege, Kitz; Steiei = kleiner Stall

Der beschriebene „Spëtlstaieigräbn“ liegt oberhalb
des Weitentalweges und südlich des Hoferbühels in
Feistenau.

Quelle: Schmeller Bd II, Seite 690

Lugeck

Bedeutung: altdeutsch luoc bezeichnet ein Versteck,
ein Lager von wilden Tieren.

Lugeck, Lugegg = „Egg bei einem Wildversteck“

Der Ort ist ein Mahd bzw. eine Weide oberhalb des
Dorfes St. Jakob i. H.

Finsterwalder Bd II, S. 575

Gråndmãhd:

Bedeutung: Kies/lehmgiger Boden = schlechter Bo-
den; in diesem Falle ein trockener harter Lehm

„Grand“ kommt von althochdeutsch Grente (umge-
lautet) = terra argillosa = Lehmboden

Die beschriebene Gråndmãhd liegt in Weißbach beim
Weißenstallbauern Johann Mühlbacher

Quelle: Finsterwalder Bd II, S. 464, 532, 574

Guggenbichl:

Bedeutung: Gugge = Kuckuck

liegt am Trixlegg

Besitzer: Jakob Trixl, Hansenbauer

Quelle: Finsterwalder, Bd. III, S. 1142

Druck gesponsert von:

Alternative Heizungssysteme
mit Wärmepumpen
mit Sonnenkollektoren
mit Frischwarmwasser

IDM-Energiesysteme GmbH
A-9971 Matri in Osttirol, Seblas 16-18
Tel.: 04875 6172-0, Fax: 04875 6172-85
E-Mail: team@idm-energie.at
Internet: www.idm-energie.at



The advertisement includes the IDM logo (IDM ENERGIE SYSTEME) and three small images: a white heating unit, a solar collector panel, and a white water tank.

Herausgeber und für den Inhalt verantwortlich:

Heimatverein Pillersee, Kirchweg 2, 6391 Fieberbrunn; mail: j.bachler@tsn.at